Jona.

Roman von A. Lütetsburg.

(9. Fortsetzung.)

„Ich glaube, Sie werden besser thun, ein offenes Geständniß vor dem Richter abzulegen, um sich auf diese Weise dessen Nachsicht zu sichern. Ist Ihre Aussage Wahrheit und Sie haben mir in der That Mittheilungen in Bezug auf meine Gattin zu machen, so dürfen Sie meiner Erkenntlichkeit sicher sein."

Sie schüttelte mit dem Kopfe und strich das wirre Haar von der Stirn zurück. „Ich werde nicht so thöricht sein und mein Geheimniß für ein bloßes Versprechen verkaufen. Nur ich kann hier Zeugniß ablegen. Nicht, als ob ich der Meinung wäre, daß man meinen Worten unbedingten Glauben beimessen müßte, aber, gestützt auf Beweise, dürften sie doch wohl von Wichtigkeit sein."

Es trat eine Pause ein. Herr von Gudenheim durchkreuzte ein paar Mal den engen Raum, während die Gefangene jeder seiner Bewegungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgte. Endlich blieb er wieder vor ihr stehen: „Wir kommen zu keinem Ziel," sagte er in ungeduldigem Tone; „das Versprechen, Sie frei zu machen, kann ich Ihnen nicht geben, und so werde ich es der Behörde überlassen müssen, ob man Sie zu einem Geständniß veranlassen kann. Zwischen uns würde jedes Verhandeln zwecklos sein."

Marie Adami war bei diesen Worten zusammengezuckt, nur mit Mühe behauptete sie eine scheinbare Ruhe. Sie fühlte sich bei dem Gedanken, daß auch hier ihr Beginnen ein vergebliches sein und sie ihrer Strafe nicht entrinnen werde, von einer großen Schwäche befallen. Sie hatte es sich zu leicht gedacht, frei und reich zu werden. „Herr von Gudenheim," wagte sie noch einen Versuch, „bedenken Sie, wenn Ihre Frau Gemahlin nicht arm und — namenlos wäre!"

Die Worte waren langsam, eines nach dem anderen mit wichtiger Betonung über ihre Lippen gekommen und unwillkürlich schenkte er denselben Beachtung. Bei dem Gedanken an eine Möglichkeit, wie dieses Weib sie ihm vor die Seele geführt, stieg ihm das heiße Blut in die Wangen. „Wenn Lona nicht namenlos wäre!" Er hatte die Worte leise gesprochen, aber sie waren den aufmerksamen Ohren der Gefangenen nicht entgangen.

„Noch einmal — Herr von Gudenheim, erfüllen Sie meine Wünsche."

Er schüttelte beinahe heftig mit dem Kopfe. „Ich sehe keine Möglichkeit. Geld kann ich Ihnen geben — wie aber soll ich Sie frei machen?"

„Welche Summe würden Sie mir bewilligen?"

„Was fordern Sie?"

„Eine für den Freiherrn von Gudenheim nicht bedeutende Summe."

„Sprechen Sie."

„Würde es Ihnen nicht dreitausend Mark werth sein, wenn Ihre Gemahlin eine Dame aus guter, angesehener Familie wäre?"

Ein verächtliches Lächeln umspielte seine Mundwinkel.

„Nein," versetzte er dann mit Ruhe. „Meine Frau trägt meinen Namen, ihre Herkunft ist mir völlig gleichgiltig. Als ich um sie warb, hielt ich sie für die Tochter einer Magd."

Und wieder erblaßte Marie Adami, doch fuhr der Freiherr bereits fort: „Wenn ich Ihnen indessen die Zusicherung gebe, daß Sie die verlangte Summe Geldes empfangen werden, sobald Ihre Angaben sich bewahrheitet haben, so geschieht dies nur, weil mir daran liegt, meine Frau von der Hinfälligkeit gewisser Vorurtheile, unter deren Druck sie lange und schwer gelitten, zu überzeugen. Machen Sie also Ihre Mittheilungen und das verlangte Geld steht zu Ihrer Verfügung."

Eine kurze Pause trat ein. In dem Gesicht der Frau spiegelten sich die wechselnden Empfindungen wieder, von denen ihre Seele beherrscht wurde. Sie fühlte, das Ende ihrer Laufbahn war gekommen, ob mit oder ohne Geld — sie würde für den Rest ihres Lebens nur eine Gefangene sein. In der Freiheit, fern von den Stätten, die ihr allzeit eine Erinnerung ihrer Sünden bleiben mußten, geschützt vor elenden Nahrungssorgen, hätte sie ihr Leben wohl noch eine Zeit lang fristen mögen — in der Gefangenschaft konnte sie nie mehr gesund werden, um eines Tages die Früchte eines auf erbärmliche Weise gewonnenen Vermögens genießen zu dürfen. Diese Gedanken hatten das Gefühl einer ohnmächtigen Verzweiflung plötzlich wieder gebannt und Zorn und Haß flammten auf's Neue in ihren Augen.

„Nein, nein — ich mag Ihr Geld nicht ohne die Freiheit," stieß sie keuchend hervor. „Behalten Sie Ihr Geld — und ich — ich behalte mein Geheimniß für mich."

Nur noch einen Augenblick stand der Freiherr sinnend, dann wandte er sich zum Gehen — er würde hier nichts mehr erreichen.

Marie Adami hielt ihn nicht zurück. Nachdem aber die Thür hinter ihm in's Schloß gefallen war und sie den Riegel hatte vorschieben hören, sank sie wieder auf ihr Lager zurück, sich ganz dem Groll und Zorn überlassend, die das Scheitern einer letzten Hoffnung in ihr wachgerufen. Endlich hatte sie die Möglichkeit vor sich gesehen, das zu erreichen, was das Ziel ihres Lebens gewesen war, aber in einem Augenblick, wo Geld ihr nicht mehr von Nutzen sein konnte.

Nicht lange sollte sie allein bleiben. Abermals öffnete sich die Thür und das verhaßte Gesicht des Kommissars starrte ihr entgegen. Sie wußte, warum er kam. Er hatte mit dem Freiherrn Rücksprache genommen und wollte ihr nun das Geheimniß gewaltsam entreißen. Sie preßte die dünnen Lippen fest aufeinander, als wolle sie damit verhüten, daß ein Wort darüber komme. Der halb spöttische Blick, mit welchem der Eingetretene sie betrachtete, das leise Lächeln, welches seine Mundwinkel umspielte, der ganze siegesgewisse Ausdruck in seinen Zügen verwirrte sie.

„Es war eine große Thorheit von Ihnen, das Angebot des Freiherrn von Gudenheim abzulehnen," sagte er, näher herantretend. „Der Richter hat Mittel, Sie zu einem offenen Geständniß zu bewegen, darüber sollten Sie sich nicht täuschen. Ein offenes Geständniß, Zeichen von Reue würden die Sie erwartende Strafe wesentlich mildern. Was ist denn das noch für ein Geheimniß, welches Sie zu haben vorgeben? Frau von Gudenheim entstammt einer Münchener Familie."

Die Wirkung dieser Worte war eine geradezu übermächtige. Die Gefangene richtete sich auf und starrte den Sprechenden mit weit aufgerissenen Augen an. Die rothen Flecke auf ihren Wangen hatten sich verdunkelt und kalte Schweißtropfen waren ihr auf die Stirn getreten.

„Der Oheim, dem das Geld seiner Nichte so sehr begehrenswerth erschien, ist vor mehreren Jahren im Kloster gestorben," fuhr der Kommissar mit erzwungenem Gleichmuth fort, während er kaum im Stande war, seine innere Aufregung zu verbergen. „Er selbst hat einen hohen Preis auf das Wiederfinden des Kindes gesetzt. Warum haben Sie sich den Preis nicht zu verdienen gesucht, anstatt auf eine verbrecherische Weise nach Geld zu trachten?"

Auch jetzt erfolgte keine Antwort.

Marie Adami fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Sie hatte nie zuvor eine ähnliche Schwäche gekannt. Das Gefühl, sich verrathen zu haben, vielleicht ehe noch dazu eine Nothwendigkeit vorhanden gewesen, ließ sie gleichsam erstarren. Nun erst waren alle Pläne vernichtet — es gab nur noch einen Schluß ihrer sündenvollen Laufbahn. Diese Gewißheit ließ sie zusammenbrechen. Es wurde ihr dunkel vor den Augen und mit einem dumpfen Aechzen sank sie auf ihr elendes Lager zurück.

Der Kommissär verließ die Zelle, selbst überwältigt von seinem Erfolg, dem schnellen Sieg. So hatten ihn also seine Voraussetzungen nicht getäuscht. Wie war er auf den Gedanken gekommen, wer — was hatte ihn angeregt? Nicht die Worte des Freiherrn — so viel war gewiß. Und doch hatte er sich plötzlich des vergilbten Zeitungsblattes erinnert, welches ihm vor einer Reihe von Jahren zufällig in die Hände gefallen war, und demjenigen eine bedeutende Belohnung zugesichert hatte, der irgend welche Auskunft über ein Kind geben konnte, das vor sechs Jahren mit einer vierzigjährigen Frau nach L. in Mitteldeutschland gekommen sei. Die Mittheilungen des Freiherrn weckten die Erinnerung — dann hatte es nur wenige Minuten bedurft, eine Idee ihm zu wecken, die sich ihm nun so fruchtbringend erweisen — er zweifelte nicht einen Augenblick, daß seine kühnen Kombinationen der vollendeten Wahrheit entsprachen.

13. Kapitel.

„Mama, Du bist krank," sagte Amalie schon zu wiederholten Malen zu ihrer Mutter. „Du siehst entsetzlich elend aus. Erlaube mir doch, daß ich zu dem Herrn Medizinalrath schicke."

„Ich verbiete es Dir, Amalie," bestimmte Frau von Frohsdorf in einem sehr energischen Tone, indem sie sich aus der zusammengekauerten Stellung aufrichtete, in welcher sie während der letzten Tage unausgesetzt anzutreffen gewesen war.

Sie sah in der That sehr leidend aus und brachte fast den ganzen Tag auf einer Chaiselongue ruhend zu; neben ihr stand ein kleiner Tisch, mit Flaschen, Büchschen, Schachteln u. s. w. förmlich überdeckt. Sie hatte wiederholt Ohnmachten gehabt. In dem einen Augenblick durchschüttelte der Frost ihre Glieder, in dem anderen brannte heiße Fiebergluth in ihren Adern.

Was Frau von Frohsdorf in diesen Tagen erduldet, war mehr als ein Mensch zu ertragen vermochte. Unablässig steigerte sich die Angst, von welcher sie ergriffen war bis zur unerträglichen Qual. Sie, die vornehme, hochangesehene Frau, von welcher alle Welt mit Hochachtung gesprochen, sie, die den Ruf edler Frömmigkeit genossen, sollte herabgerissen werden von dem Piedestal, auf welches sie sich zu stellen gewußt. Es war ein unerträglicher Gedanke!

Wie hatte Alles nur so kommen, einen solchen Ausgang nehmen können? Als jenes Weib sich bei ihr eingefunden hatte, um eine Unterstützung bettelnd, hatte sie sich — vielleicht nur von Neugier getrieben — deren Schicksal erzählen lassen und diese Erzählung brachte sie plötzlich auf einen unseligen Gedanken. Ein ungerechtfertigter Haß gegen ein schuldloses Menschenkind hatte ein böses Samenkorn in ihre Seele gesenkt, und dieses Samenkorn war zu einer furchtbaren Ernte für sie selbst gereift.

Frau von Frohsdorf fühlte sich vernichtet, der Gedanke an den grauenhaften Augenblick, wo man die hochgeborene Dame in Gesellschaft einer Verbrecherin gefunden und sie mit mißtrauischen Blicken betrachtete, raubte ihr förmlich die Besinnung. Vor ihren Augen hatten Polizeibeamte Marie Adami — ihre Helfershelferin — es gab keine andere Bezeichnung für die Person, mit welcher Frau von Frohsdorf gemeinsame Sache gemacht und an der Zerstörung eines seltenen Glückes gearbeitet hatte — hinweggeführt. Die Elende hatte in einem einzigen unbewachten Augenblick noch Zeit gefunden, ihr zuzuflüstern, daß sie von ihr bestimmt Rettung erwarte, widrigenfalls —

Und der Gedanke an dieses „widrigenfalls" wollte Frau von Frohsdorf nicht verlassen. Noch glaubte sie das Wort in ihren Ohren gellen zu hören, es scheuchte in der Nacht den ersehnten Schlummer von ihrem Lager und gönnte ihr am Tage nicht Rast noch Ruhe. Die Hoffnung, daß man den Aussagen jenes Weibes nicht unbedingten Glauben werde beimessen, vermochte nicht, sie zu beruhigen. In der ersten Aufregung, in der Angst um die Folgen, welche Marie Adamis Verhaftung nach sich ziehen würde, hatte sie unbesonnene Schritte gethan, die eines Tages unbedingt gegen sie zeugen würden, und schneller als sie gedacht nahte das Verhängniß.

Im drückenden Schuldbewußtsein fuhr sie zusammen, als der Polizei-Commissär sich bei ihr melden ließ. Im ersten Augenblick dachte sie daran, die erbetene Unterredung nicht zu gewähren, dann aber glaubte sie, daß eine furchtbare Wahrheit minder schwer zu ertragen sein werde, als diese peinigende Ungewißheit.

So empfing sie den Beamten mit einer mühsam erzwungenen Ruhe, die zu behaupten — sie fühlte es — ihr unter Umständen nicht möglich sein würde. Der Kommissar aber war nur zu sehr geneigt, Frau von Frohsdorf mit durch Mißtrauen geschärftem Blick zu beobachten, und die Dame ahnte instinktiv die Gefühle, welche den Eingetretenen beherrschten. Sie war kaum im Stande, ihn zu bitten, Platz zu nehmen. Er machte aber auch von der Einladung keinen Gebrauch, sondern verbeugte sich nur und bat Frau von Frohsdorf, ihm in Bezug auf Marie Adami einige Fragen beantworten zu wollen.

Sie erschien jetzt vollkommen ruhig, die Höhe der Gefahr gab ihr Muth. Die Farbe war in ihre Wangen zurückgekehrt.

„Fragen Sie, Herr Kommissar. Sie können denken, daß der Fall mich lebhaft interessirt. Ich bin wirklich auf den Ausgang dieser Sache sehr gespannt. Sollte die Person in der That eine Schwindlerin sein?"

Es lag ein forschender Ausdruck in Frau von Frohsdorfs Augen, welcher dem Kommissar nicht entging. Seine Miene verfinsterte sich. Dennoch sagte er ziemlich höflich:

„Eine solche Gewißheit dürfte nahe liegen, gnädige Frau. Zunächst aber kann ich Sie der Sorge überheben, in dieser Person die Mutter der Pflegetochter Ihres verstorbenen Herrn Gemahls erblicken zu müssen. Frau von Gudenheim entstammt einem Hause, dessen Ansehen sich sehr wohl mit demjenigen des Freiherrn, ihres Gemahls, messen kann."

„Unmöglich!" kam es von Frau von Frohsdorfs Lippen. Ihre Stimme hatte jeden Klang verloren; ihr Gesicht war geisterbleich.

„Die Thatsache ist nicht nur möglich, sondern bereits über jeden Zweifel erhaben. Herr von Gudenheim selbst wird sich das Vergnügen geben, Ihnen die näheren Mittheilungen zu machen. Ich bin aus dem Grunde hier, um von Ihnen, gnädige Frau, in Erfahrung zu bringen, welcher Art die Beziehungen waren, in welchen Sie zu jener Verbrecherin gestanden, und seit wann Sie die Person kannten. Den Aussagen dieses Geschöpfes kann man selbstverständlich keinen Glauben beimessen."

Die letzten Worte wirkten erlösend auf die völlig vernichtete Dame.

„Schwerlich!" sagte sie kaum vernehmbar, indem sie sich mit ihrem Taschentuch die feuchte Stirn trocknete. „Verzeihen Sie — mir ist nicht wohl. Wenn es möglich wäre, würde ich diese Unterredung gern auf eine spätere Stunde verlegt sehen. Die Aufregung der letzten Zeit hat mich krank gemacht."

„Gnädige Frau, ich glaube, eine Erledigung der Angelegenheit müßte in diesem Falle beruhigend wirken. Es hängt so viel davon ab."

Noch einen Augenblick schwankte sie — sie war völlig fassungslos. Irgend ein unbesonnenes Wort würde sie auch in den Augen der Welt zur Genossin einer Verbrecherin machen. Sie bedurfte der Sammlung.

„Sie haben Recht, und doch — doch — ich bin ganz außer Stande...." kam es murmelnd von ihren Lippen.

Frau von Frohsdorf sprach in diesem Augenblick nicht die Unwahrheit. Ein Blick in ihr todtblasses Gesicht mit den bläulich gefärbten Lippen mußte auch dem argwöhnischen Beamten sagen, daß hier nicht von Verstellung die Rede sein könne. Somit blieb ihm keine Wahl. Er mußte einstweilen von seinem Vorhaben Abstand nehmen.

Etwa eine Stunde später herrschte in dem Frohsdorf'schen Hause die denkbar größte Aufregung. Die Dame des Hauses war plötzlich ernstlich erkrankt, nachdem sie schon längere Zeit leidend gewesen war. Zwei Aerzte waren herbeigerufen, aber weder der eine noch der andere konnte der Tochter der Erkrankten eine beruhigende Zusicherung geben.

Dieser Zwischenfall war jedoch nicht im Stande, hemmend auf die Nachforschungen in Bezug auf Marie Adami und die Herkunft Frau von Gudenheims einzuwirken. In kürzester Zeit war es völlig erwiesen, daß Frau von Gudenheim einem altadeligen, mit irdischen Gütern reich gesegneten Hause entstammte. Verwandte hatten sich nicht mehr gefunden. Vater und Mutter waren, vielleicht im Schmerz um das spurlos verschwundene Kind, eines frühen Todes verblichen, und der einzige Bruder der Gräfin Hohenstein, der sein eigenes Vermögen in wenigen Jahren in alle Winde verstreut und dann den Reichthum des Schwagers durch Beseitigung der kleinen Erbin an sich zu bringen versucht, im Kloster unter harten Bußübungen gestorben, nachdem er noch lange Jahre vergebens bemüht gewesen war, eine Spur des verlorenen Kindes zu entdecken.

Dieser ganze Vorfall hatte in den weitesten Kreisen Aufsehen erregt, und eines Tages meldete sich bei der Polizei eine Frau Rechberg, die lange Jahre mit der alten Frau Martina und deren Pflegekind zusammen gewohnt hatte. Sie brachte ein Packet alter vergilbter Briefschaften und Papiere, die sich im Nachlaß jener Frau Martina gefunden, und gab an, daß sie wiederholt die Absicht gehabt hätte, dieses Packet in's Feuer zu werfen, um sich seiner zu entledigen. Irgend ein unbestimmtes Gefühl hatte sie indessen immer gehindert, einen solchen Vorsatz zur Ausführung zu bringen, da die Papiere ihr, in einem Päckchen hübsch zusammen gebunden, eigentlich nicht im Wege gewesen seien. Jetzt habe nun ihr Sohn in den Zeitungen von einem Mädchen gelesen, das reicher Leute Kind gewesen sei u. s. w. und da habe sie gedacht, ob vielleicht nicht auch Lona Rechten auf solche Weise zu der alten Martina gekommen wäre, da sie eigentlich ein recht vornehmes Aussehen gehabt. Nachdem sie mit ihrem Sohn davon gesprochen, habe dieser sich die alten Papiere zeigen lassen und ihr dann den Rath gegeben, sie sogleich auf die Polizei zu tragen.

Kein Zweifel mehr. Das Kind, welches unter dem Namen Ilona Rechten vor langen Jahren bei der alten Martina Aufnahme gefunden, war das Kind des verstorbenen Grafen Hohenstein. Aus den vorhandenen Papieren ließ sich mit Gewißheit sehen, daß Martina Theilhaberin des an dem Kinde verübten Verbrechens gewesen war, denn sie hatte nicht nur die Beweise von der Herkunft des Kindes in ihrem Besitz, sondern auch verschiedene an sie gerichtete Briefe von Marie Adami gaben ihr die Zusicherung, daß sie einen Verrath durch sie niemals befürchten könnte, wenn das Kind wirklich entdeckt werden sollte.

Der Freiherr von Gudenheim durchwanderte mit rastlosen Schritten sein Gemach. Mit über der Brust verschränkten Armen schritt er auf und nieder. Nur bisweilen zögerte sein Fuß und er stand einige Augenblicke an einem Tische, auf welchem eine Anzahl schmutzig und alt aussehender Papiere lagen. Soeben hatte ihn der Polizei-Kommissar verlassen. Es war nicht mehr der leiseste Zweifel vorhanden, daß seine Gattin ihm vollständig ebenbürtig war — eine Tochter aus vornehmem Hause. Das unheimliche Gespenst eines verderbenbringenden Vorurtheils konnte sich nicht mehr bedrückend auf den Frieden seines Hauses legen. Der Gedanke, daß sein Weib durch den Fluch der Geburt zu einer Ausnahmestellung im Leben verurtheilt sei, würde nie mehr beängstigend auf ihn wirken. Alles, was jemals für den Frieden des Hauses hätte verhängnißvoll werden können, war plötzlich hinweggenommen.

Und doch so ruhelos, doch diese Erbitterung, die sich gerade gegen diejenige wandte, nach deren Anblick ihn so heiß verlangte. Das war nicht die rechte Liebe, das rechte Vertrauen gewesen, da diese Gefühle nicht im Stande waren, sie auf ihrem Posten festzuhalten.

Wie groß wäre nun sein Glück gewesen, wenn sie ihn wirklich geliebt, so geliebt, wie er sie! Hatte er nur einen Augenblick bereut, ihr den Platz als sein Weib gegeben zu haben, selbst dann, als er in ihr die Tochter einer Entehrten erblickt?

Aber während Herr von Gudenheim die geliebte Frau nach der einen Seite hin verdammte, konnte er nach der anderen Seite hin die Beweggründe, welche sie zum Fortgehen bewogen, nicht vollständig unbegreiflich finden. Sein Herz verlangte so begehrlich nach einer Ueberzeugung von ihrer Liebe — und dieses Verlangen ließ ihn ungerecht sein.

Und doch! Wo war sie jetzt? Diese Gedanken färbten seine Wangen mit einer glühenden Röthe. Er war dem Schicksal gegenüber machtlos — rathlos. Sie hatte zweifellos nicht den Weg genommen, auf welchem er ihrer Spur gefolgt war, sondern ihn irre zu leiten versucht. Was war nun aus ihr geworden?

Diesem einen Tage vollendeter Hoffnungslosigkeit folgten noch viele andere — es hatte den Anschein, als ob es nie mehr Ruhe, nie mehr Friede werden wolle — auf Glück hatte er verzichten gelernt — und doch — wie vollkommen konnte sich das seine noch gestalten!

Marie Adami war im Gefängniß gestorben, nachdem sie ein umfassendes Geständniß abgelegt. Durch ihre Aussagen war Frau von Frohsdorf in einer Weise kompromittirt worden, die ihr das fernere Verweilen in den Kreisen, in welchen sie seither gelebt, zur Unmöglichkeit machte. Zwar konnte man den Worten und Aussagen einer Verbrecherin nicht unbedingten Glauben beimessen, aber sie waren Angesichts des Todes und mit allen Zeichen einer bitteren Reue über ein elendes, erbärmliches Leben gemacht worden. Die Welt aber in ihrer Gehässigkeit konnte im Hinblick auf manchen Punkt im Leben Frau von Frohsdorfs und der Pflegetochter ihres verstorbenen Gatten getrost den Stab über eine Frau brechen, die seither ein Gegenstand der Hochachtung und Verehrung gewesen war. Es war einmal eine Abwechslung in dem gewohnten Gang der Dinge, eine solche Dame in Staub ziehen zu können.

Frau von Frohsdorf brauchte nicht mehr mit Worten über ihre veränderte gesellschaftliche Stellung unterrichtet zu werden. Während der Dauer ihrer sehr ernsten Krankheit, die sie an den Rand des Grabes gebracht, war nicht einer ihrer zahlreichen Freunde und Bekannten gekommen, nach ihrem Ergehen zu fragen. Amalie erkannte nur zu wohl die Ursache dieser auffälligen Erscheinung. Sie hatte an dem Bette der Kranken gewacht; — nicht aus Liebe etwa. Aber wenige Stunden, welche sie am ersten Tage des Erkrankens der Mutter dieser gezwungen gewidmet, hatten sie darüber belehrt, daß es besser sein würde, wenn sie die Wache übernähme, damit kein unberufenes Ohr diesen entsetzlichen Phantasien der Kranken irgend eine Bedeutung beimessen könne. Was Amalie dann gehört — sie schauerte zusammen, wenn sie daran dachte. Es waren nicht nur Phantasien, die in diesen furchtbaren Stunden ihr Ohr erreichten, wenigstens lag in ihnen eine Wahrheit, die sie zwang, mit Verachtung auf die Frau zu blicken, welcher sie das Leben verdankte.

Aber diesem Gefühle gesellte sich ein anderes: sie empfand Mitleid für ihre Mutter. Neben den schwersten Anschuldigungen gegen sich selbst hatte Amalie den Klagen über schlimme Verirrungen vom Wege des Rechtes und der wahren Frömmigkeit ihr Ohr geliehen. Sie lauschte den erschütternden Klagen, daß die Eitelkeit der Welt über ein anfangs nicht schlechtes Herz den Sieg davon getragen, und was ernste Vorstellungen bei der verwöhnten und irregeleiteten Amalie niemals bewirkt haben würden, nämlich die Dinge mit klaren Blicken zu betrachten, förderte jetzt ein schweres Unglück durch unerbittliche Strenge.

Frau von Frohsdorf genas wider Erwarten. Die stolze, hochmüthige Frau aber war an Leib und Seele gebrochen. Ein Blick auf ihr Kind, für das sie die glänzendsten Pläne gehegt, sagte ihr genug — sie würde diesem Kinde nie mehr offen in's Gesicht schauen können. Dabei verlangte sie leidenschaftlich nach Nachrichten von all den Dingen, die sie schwer bedrückten, und wagte nicht, auch nur eine Frage darüber zu äußern.

Amalie ahnte, was in der Seele der Mutter vorging; sie fühlte, was dieselbe litt, ob sie auch darüber erbittert war, daß sie sich so von ihrem Haß gegen Ilona hatte irre-leiten lassen. Frau von Frohsdorf war eine Mutter, die das Wohl ihres Kindes stets angestrebt und diese Mutter lag bleich und mit geschlossenen Augen vor ihr — ein Bild des Jammers. Sie wünschte ihr Trost und Beruhigung zu geben.

„Mama — jene Frau ist todt," sagte sie eines Morgens, indem sie mit der Hand das wirre Haar von der Stirn der Mutter zurückstrich.

Frau von Frohsdorf zuckte zusammen. Einen Augenblick flammte es in ihren Augen auf, dann sagte sie mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme: „Sie hat über Lona's Herkunft Aufklärung gegeben?"

„Vollständige; sie ist die Tochter eines Grafen von Hohenstein!"

„Und das ist Wahrheit? Man hat Beweise?" kam es keuchend über ihre Lippen.

„Darüber besteht wohl kein Zweifel mehr. Herr von Gudenheim war bereits in München, die Angelegenheiten seiner Frau zu ordnen."

„Und wo fand man Ilona?"

Amalie gab nicht gleich Antwort. Sie hatte in dem Herzen der Mutter lesen gelernt und fürchtete eine direkte Entgegnung.

„Nun?" lautete die zweite Frage.

„Der Freiherr hat sie noch immer nicht gefunden."

Im nächsten Augenblick bereute sie die gesprochenen Worte. Sie übten ersichtlich eine niederschmetternde Wirkung auf die Mutter aus. Frau von Frohsdorf stöhnte schmerzlich — sie war noch bleicher geworden als vorher — im nächsten Augenblick lag sie bewußtlos da.

Amaliens Bemühungen gelang es bald, die Ohnmächtige in's Leben zurück zu rufen. Frau von Frohsdorf's erste Worte waren, nachdem sie die Augen aufgeschlagen: „O, mein Gott, wenn sie in ihrer Verzweiflung, ihrer Verlassenheit einen entsetzlichen Schritt gethan hätte!"

Amalie hatte nicht gleich eine Entgegnung. In besonders düsteren Stunden kamen auch ihr wiederholt Gedanken, wie sie die Mutter soeben ausgesprochen; sie tröstete sich aber durch die Ueberzeugung, daß Ilona's frommes Gemüth niemals einen solchen Ausweg suchen könne. Damit versuchte sie jetzt auch Frau von Frohsdorf zu beruhigen, aber es wollte ihr nicht gelingen. Die Seele der Kranken war von grauenhaften Vorstellungen erfüllt.

„Wie lange war ich krank?" fragte sie nach einer kurzen Pause.

„Beinahe neun Wochen."

Wieder zuckte sie zusammen.

„Und wo ist Herr von Gudenheim? Was beginnt er?"

„Ich weiß nicht, Mama. Er soll Alles versucht haben, den Aufenthalt seiner Gattin zu erforschen. Nun spricht man davon, er wolle eine Reise in's Ausland antreten."

Frau von Frohsdorf fühlte sich unfähig, ihre Nachforschungen weiter fortzusetzen. Was sie jetzt vernommen, stellte die furchtbaren Folgen in das wahre Licht, welche ihr frevelhafter Leichtsinn heraufbeschworen.

Sie lag dann lange Zeit still und regungslos mit geschlossenen Augen. Amalie glaubte, die Mutter sei abermals ohnmächtig geworden, als sie sich mit belebenden Essenzen nahte, wehrte Frau von Frohsdorf mit der Hand. Nach langer Zeit sagte sie endlich:

„Amalie — ich muß den Freiherrn sprechen."

„Du, Mama? Wird er kommen?"

„Er muß — er darf die Nachforschungen nicht aufgeben."

„Mama, glaubst Du nicht, daß er Alles gethan hat? Er liebte Lona."

„O, mein Gott, Amalie, gerade darum. Es darf nicht sein, daß ich so hart für meine wahnwitzige Handlungsweise bestraft werde. Er mit mir. Ja, wahnwitzig war die Handlungsweise, Amalie; ich weiß heute kaum, wie ein solch' frevelhaftes Beginnen in meinem Hirn hat lebendig werden können. Was war es, das mir dieses Mädchen, das mir nie ein Leid zugefügt, so hassenswerth erscheinen ließ? Ich glaube, der Hochmuth der Geburt hat mich auf diesen furchtbaren Abweg geführt, die Unduldsamkeit gegen Andere mich so irre geleitet. Allzeit vertrat ich das Vorrecht der Geburt, das Vorurtheil, daß die Sünde im Blute liegt. Nie gewohnt, einen Widerspruch zu finden, begegnete ich ihm zuerst bei Ilona. Gezwungen mußte ich ihre Mutter werden, Herr von Frohsdorf liebte sie mit einer abgöttischen Zärtlichkeit, er wollte mich aufgeben, aber nicht das Mädchen. Dir war sie eine gefährliche Nebenbuhlerin, sie nahm Dir den Mann, den Du liebtest, an dessen Seite Du glücklich geworden wärst. Das war der herbste Schlag, der bitterste Schmerz, der den langgenährten Haß wild aufflammen ließ und mich mit Blindheit schlug. In diesem Seelenzustand begegnete ich jenem Weibe — die Versuchung trat heran und — ich unterlag, mir und uns allen zum Fluch. Wenn ein Unglück geschehen wäre, Amalie, ich würde es nicht ertragen. Ich muß den Freiherrn sehen, ich muß ihn sprechen —"

„Wird er kommen?" fragte nun auch sie sich — bange Zweifel regten sich in ihr. Sie blickte auf ihre Tochter.

„Mama, es könnte sehr aufregend für Dich wirken, mit dem Freiherrn zusammen zu treffen."

„Aufregend, Amalie? Und wie glaubst Du, daß jetzt mein Zustand ist? Wenn ich einen Moment der Ruhe haben soll, muß ich ihn sprechen."

„Ich werde ihn bitten lassen."

„Ja — ja, thue es. Vielleicht gelingt es, seine Frau zu finden, wenn wir uns verständigen. Ich kenne Lonas Pläne, ihre Absichten, — Herr von Gudenheim könnte durch meine Mittheilungen auf eine Fährte gelenkt werden."

Die Erregung, in welcher Frau von Frohsdorf sich befand, schien die gesunkenen Kräfte gehoben zu haben. Sie hatte sich auf ihrem Lager aufgerichtet, während Amalie gegangen war, ihren Vorsatz zur Ausführung zu bringen. Mit vorübergebeugtem Oberkörper saß sie da, das Ohr lauschend zur Seite gewandt. Sie fühlte sich von einer wahren Todesangst ergriffen, Lonas blasses, verweintes Gesicht stand ihr unablässig vor Augen. O, wenn es doch möglich gewesen wäre, ihren Aufenthaltsort zu entdecken — wenn sie noch lebte! Ja — wenn sie noch lebte!

Keine Spur von ihr. Sie war in die Welt hinausgewandert — allein, vielleicht ohne Hilfsmittel. Nein, nicht nur vielleicht, sondern gewiß. Wie sie sich geweigert, von dem Eigenthum ihres Gatten Geschenke an eine Fremde zu machen, die sie für ihre Mutter gehalten, so würde sie noch viel weniger irgend etwas für sich selber genommen haben. Ihre Kenntnisse, die gewiß mannigfacher Art waren, ihrer Hände Arbeit hatten ihr den Lebensunterhalt schaffen sollen, wie wenig würde ein solches Beginnen der Unerfahrenen geglückt sein! Und Frau von Frohsdorf dachte weiter; ihr reger Geist führte sie Wege, die nur zu sehr geeignet waren, ihre Unruhe und Herzensangst zu vermehren. Lona war schon beinahe zehn Wochen verschwunden. Wenn sie nun, mittellos, wie sie gewesen, kein Unterkommen gefunden, wenn sie einen Tag nach dem anderen um ihren Lebensunterhalt gekämpft, immer vergeblich, keinen Ausweg findend? Wenn in einer schweren Stunde die Versuchung, das Leben, das ihr so wenig Glück und so viel Leid gebracht, von sich zu werfen, Gewalt über sie gewonnen hätte?

Beinahe eine Stunde war so in endloser Qual für sie vergangen, als Amalie wieder eintrat. Sie blickte sehr ernst darein.

„Herr von Gudenheim hat die Stadt verlassen, Mama, schon gestern. Man sagt, er sei in's Ausland gereist, da er die Hoffnung, seine Gattin wiederzufinden, aufgegeben habe."

Frau von Frohsdorf nickte nur leise mit dem Kopfe.

Sie schien von der Mittheilung nicht überrascht. Die letzte einsame Stunde hatte ihr klar gemacht, daß noch eine harte Buße für begangenes schweres Unrecht ihrer warte.

14. Kapitel.

„Verzeih', meine Liebe, aber ich finde, Du hast seiner Zeit sehr unüberlegt gehandelt. Deine humanen Ansichten haben immer meinen ungetheilten Beifall gefunden, nur bin ich ein entschiedener Gegner aller Extravaganzen. Ich will gar nichts gegen die kleine Person an und für sich sagen, aber — ich meine, man ist gezwungen, gewisse Vorsicht und Klugheit zu üben, um sich vor Schaden zu bewahren. Ich gestehe offen, das Fräulein ist mir trotz aller Vorzüge, trotz aller Kenntnisse und Fähigkeiten, mit welchen sie geradezu überreich gesegnet zu sein scheint, unsympathisch. Sie hat etwas Geheimnißvolles, sie wird ersichtlich von einem schweren Kummer zu Boden gedrückt und Du gestehst selber, daß sie all' Deinen Bemühungen, ihr Vertrauen zu gewinnen, einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzt. Warum? Deine Theilnahme, Deine Güte müßte sie zu Mittheilungen veranlassen, wenn ihr Leid dem Unglück entsprungen ist. Könnte nicht eine schwere Schuld auf ihr lasten?"

Die kleine Frau, an welche diese Worte gerichtet waren, hatte sich plötzlich aus ihrer sitzenden Stellung aufgerichtet und stand nun ihrem Gatten gegenüber.

„Nein — nein, Friedrich, unter keiner Bedingung," rief sie mit einer Entschiedenheit aus, die jeden Zweifel beseitigen mußte. „Hier garantire ich. Man braucht Fräulein Rechten nur anzusehen."

Herr Freimuth hob die Achseln ein wenig empor; ein gutmüthiges Lächeln spielte seinen Mund.

„Hoffentlich gehst Du hier nicht abermals irre, mein Kind. Ich will Deine Sympathien auch nicht beeinflussen, aber etwas Vorsicht und ein offenes Auge sind zu allen Dingen gut. Du hast Dich nicht zum ersten Male durch eine allzu große Vertrauensseligkeit irre leiten lassen, Emmy."

Damit war Herr Freimuth gegangen und hatte seine junge Frau ihrem Nachdenken überlassen. Sie war bei den letzten Worten ihres Gatten dunkelrath geworden. Sie mußte sich doch gestehen, daß derselbe nicht ganz Unrecht habe.

Verstimmt suchte sie wieder ihren Sessel auf und gab sich einem etwas unbehaglichen Nachdenken hin, der Stunde gedenkend, in welcher sie mit Ilona Rechten zum ersten Male zusammengetroffen war.

Es war in Frankfurt bei ihren Eltern gewesen. Sie hatte ein junges Mädchen zur Erziehung ihrer beiden Söhne im Alter von sechs und sieben Jahren gesucht. Die Sache war nicht ohne Schwierigkeit gewesen, da Frau Freimuth sehr bedeutende Ansprüche an den Bildungsgrad einer Erzieherin gemacht, nebenbei aber auch großen Werth auf eine angenehme äußerliche Erscheinung gelegt hatte. Von den vielen jungen Mädchen, welche sich um die Stellung beworben, hatte auch nicht eine ihren Beifall gefunden, als ihr Fräulein Ilona Rechten gemeldet wurde. Sie sehen und engagiren, war das Werk weniger Augenblicke und voll Entzücken hatte Frau Freimuth dem sie abholenden Gatten die Mittheilung gemacht, daß ihr das fernere Leben auf dem einsamen Landgut mit der neuen Erzieherin gewiß nie langweilig erscheinen werde. Herr Freimuth hat zu den Worten seiner jungen, lebhaften, warmherzigen Frau gelächelt, aber als diese ihm Fräulein Rechten vorgestellt und er nur einen einzigen prüfenden Blick in das feine, blasse Gesicht derselben geworfen, war er sehr ernst geworden — die Wahl seiner Frau hatte keineswegs seinen Beifall gefunden.

Das Fräulein war bei dem prüfenden Blick, mit welchem sie sich betrachtet sah, dunkelroth geworden und hatte scheu die Augen auf den Boden gerichtet. Herr Freimuth liebte die Menschen nicht, welche den Blick nicht ehrlich und offen zu erheben vermögen und er verhehlte keineswegs seiner jungen Frau diese Bedenken, welche Frau Freimuth indessen nicht theilte. Allerdings hatten die Worte ihres Gatten bewirkt, daß sie aufmerksamer wurde und jetzt etwas schärfer beobachtete, wie sie zu beobachten gewohnt war und — in der That, es fand sich mancherlei in dem Wesen der neu engagirten Erzieherin, das ihr sagte, ihr Gatte könne vielleicht doch Recht haben.

Zunächst war Ilona Rechten ohne Stelle gewesen — sie hatte in einem Hotel logirt. Das Gepäck, welches sie mit sich geführt, war nicht der Rede werth, dagegen zeigte die Qualität ihrer Wäsche, daß sie an Luxus gewöhnt sei. Frau Freimuth liebte gewiß hübsche Toiletten und mit Vergnügen konnte sie vor ihren Wäscheschränken stehen, um die Spitzen und Stickereien, welche diese enthielten, zu bewundern, aber niemals hätte sie sich entschließen können, so viel Geld für Dinge auszugeben, wie sie die Erzieherin augenscheinlich für ihre Wäschegegenstände angewendet.

Im Hinblick auf diese Thatsache war Frau Emmy sogar ein paar Tage geneigt gewesen, Ilona Rechten mit Mißtrauen zu betrachten. Aber nur auf ein paar Tage. Warm schlug das Herz der jungen Frau dieser ruhigen, ernsten Erscheinung mit dem Zug tiefen Leides um die Mundwinkel entgegen. In den großen, traurig blickenden Augen spiegelte sich die reinste Frauenseele wieder. Frau Emmy's wilde Buben, die seither nicht zu bändigen gewesen waren, zeigten sich schon nach wenigen Tagen durchaus verändert und in demselben Grade wie sie der Gesellschaft früherer Erzieherinnen entflohen waren, suchten sie Ilona Rechtens Nähe, so daß die Mutter Grund gehabt hätte, sich eifersüchtigen Regungen hinzugeben.

An all diese Vorgänge dachte Frau Emmy in dieser Stunde. Aber das Resultat dieses Nachdenkens war doch ein anderes, als ihr Gatte erwartet und vielleicht auch gewünscht hatte.

Fräulein Rechten war eine Unglückliche, irgend ein verborgenes Leid nagte an ihrem Herzen, sie konnte niemals ein Unrecht begangen haben. Wenn sie ihr doch hätte helfen, beistehen können!

Frau Freimuth schloß ihren Gedankengang mit einem tiefen Seufzer, welcher dem Einsehen galt, daß es ein vergebliches Beginnen sein werde, zu versuchen, das Vertrauen ihrer Erzieherin zu gewinnen. Sie war schweigsam, dabei äußerst thätig und allzeit in Anspruch genommen, so daß sich kaum eine Gelegenheit zu einem traulichen Austausch der Gedanken gefunden haben würde, wenn sie einen solchen gesucht.

Drei Monate war Ilona Rechten jetzt im Hause des Gutsbesitzers Freimuth, um ihren Beruf in treuer Pflichterfüllung zu finden und sich im Entsagen zu üben. Sie hatte weder das eine noch das andere für so unendlich schwer gehalten.

In der ersten Zeit hatte sie kaum das Verhängnißvolle des gethanen Schrittes in seiner ganzen Größe ermessen können. Die Erinnerung an jene furchtbaren Tage im Hause des geliebten Mannes, in welchen sie demselben wie mit einer schweren Schuld beladen gegenüber gestanden, hatte noch mit bleierner Schwere auf ihr gelastet, der harte Kampf zwischen der Liebe und Entsagen sie förmlich betäubt. Dann aber trat die Reue an sie heran. Sie fühlte, daß sie den Namen ihres Mannes in den Schmutz gezogen und mit der Ausführung ihres Entschlusses für immer Alles dahin gegeben hatte, was das Leben für sie wünschenswerth erschienen ließ.

Wenige Tage, nachdem Herr Freimuth mit seiner Gattin die Unterredung in Bezug auf Ilona Rechten gehabt, saß Frau Emmy in ihrem Zimmer und blätterte in den verschiedenen Zeitungen, welche ihr Gatte gelesen hatte. Ihre Gedanken beschäftigten sich aber keineswegs mit dem, was sie zwischen den Fingern hielt, sondern ihre Augen streiften darüber hinweg zum Fenster hinaus in die sonnige Frühlingswelt. Aber der ernste Ausdruck ihres lieben guten Gesichtchens wollte nicht weichen, obgleich zu jeder anderen Zeit der lichte Sonnenschein einen geradezu staunenswerthen Einfluß auf die junge Frau auszuüben pflegte. Frau Emmy's weiches Herz war von einer großen Sorge erfüllt. Sie war am vorhergehenden Abend noch einmal in das Zimmer der Erzieherin ihrer Kinder gegangen, nachdem diese sich verabschiedet. Schon vor der Thüre hatte sie einen tiefen, schmerzlichen Seufzer gehört und Frau Freimuth wollte, um nicht indiskret zu sein, umkehren, als sie daran dachte, daß vielleicht ein geeigneter Augenblick vorhanden sei, in welchem es ihr gelingen könne, sich zur mitfühlenden Theilnehmerin und Trösterin eines Leids zu machen. Sie sah sich getäuscht.

Auf ihr Klopfen war mit einem ruhigen „Herein" geantwortet worden, freilich erst nach einer minutenlangen Pause. Nachdem sie eingetreten war, kam Ilona Rechten ihr entgegen, äußerlich ruhig wie immer. Nur die leicht gerötheten Lider verriethen, daß sie geweint.

Frau Freimuth war in Verlegenheit gewesen. Sie hatte den ersonnenen Vorwand für eine so späte Störung vollständig vergessen und fragte erröthend nach einigen Büchern ihrer Söhne, die sie einer Prüfung unterziehen wollte. Bescheiden und bereitwillig hatte die Erzieherin das Verlangte gebracht, nur ein paar Worte wurden gewechselt, Frau Emmy machte noch einen Versuch zu einer Redewendung, um ein längeres Gespräch anknüpfen zu können, als auch dieser mißlang, zog sie sich zurück, unzufrieden mit sich selbst und mit Fräulein Rechten, die ihr absolut kein Vertrauen entgegenbringen wollte.

Am Morgen aber war die Unzufriedenheit verschwunden, um abermals einem grenzenlosen Mitleid Platz zu machen. Wie schmal und blaß war die Erzieherin geworden, seitdem sie unter dem Freimuth'schen Dache weilte, und doch hatte sie gewiß keinen Grund zu einer Klage irgend welcher Art. Sie wurde weder mit Arbeiten überhäuft oder fortwährend in Anspruch genommen, noch viel weniger fand sie Anlaß zu einer Beschwerde über die Verpflegung des Körpers. Frau Emmy dachte daran, daß es vielleicht besser gewesen sei, wenn Lona in der Stadt unter Menschen, wohl gar in einem lebhaften, anregenden Verkehr geblieben wäre, und faßte den Entschluß, eine Gelegenheit zu suchen, um die Erzieherin von dieser ihrer Meinung in Kenntniß zu setzen. Hier würde sie zu Grunde gehen.

(Fortsetzung folgt.)

— Aus Monaco. Auf Monte Carlo herrscht bekanntlich große Bestürzung. Die Zahl der Selbstmorde nimmt immer mehr ab und damit auch der Gewinn der Bank. Man erzählt von einer charakteristischen Aeußerung, welche der Fürst von Monaco, Karl III., der Gaudieb, in Bezug auf diesen Rückgang that. „Wenn nicht bald wieder die Zahl der Selbstmorde zunimmt," sagte er, „so sehe ich sehr trübe." — Nach einer Weile, während er traurig vor sich hingestarrt hatte, fuhr er fort: „In den Abruzzen hat man eine andere Methode. Man wartet nicht, bis die Leute sich selbst erschießen, sondern erschießt sie." Die Croupiers lächelten, die Schranzen zwinkerten einander zu.

Ein indisches Zwergevolk.

Unter dem Namen Andamanen-Inseln ist in den Geographiebüchern eine Inselkette erwähnt, welche im bengalischen Meerbusen liegt und etwa 15,000 Einwohner enthält. Letztere waren lange Zeit aus drei Ursachen berühmt: wegen ihrer kleinen Statur, wegen ihrer angeblich furchtbaren Wildheit und Grausamkeit und drittens wegen der völligen Erfolglosigkeit des Missionswerkes bei ihnen; 20 Jahre lang hatten Missionäre unter ihnen gearbeitet, ohne auch nur einen Einzigen bekehren zu können. Jeder Fremde ging, wenn er seinen Fuß auf eine der Inseln setzte, fast in einen gewissen Tod; denn jeder Fremde galt den Inselbewohnern als Todfeind.

Seit Kurzem jedoch sind diese kleinen Wilden dahin gebracht worden, einiges Vertrauen zu der äußeren Welt zu fassen. Ein großer Theil der Andamanen-Küsten kann jetzt besucht werden, ohne daß man die schrecklichen Tragödien zu befürchten braucht, welche sich früher dort öfters abspielten. Gleichzeitig erfährt man auch, wie es kam, daß sich bisher die Eingeborenen dieser Insel so „Knownothingmäßig" im verwegensten Sinne des Wortes gegen andere Menschen zeigten.

Es stellt sich heraus, daß diese Zwerge der Andamanen-Inseln, wie die meisten mißverstandenen und weniger bekannten Völker, nicht ganz so schlimm sind, wie sie von jedem Reiseschriftsteller, von Marco Polo an bis in die neueste Zeit hinein, geschildert wurden. Ihre Wildheit ist hauptsächlich auf die Unmenschlichkeit chinesischer und malayischer Händler zurückzuführen, welche jede Gelegenheit benutzten, diese Naturkinder einzufangen und die in Sklaverei zu schleppen. Ja es wird erklärt, daß die Andamanen-Bewohner von Hause aus gemüthliche und recht angenehme Menschenkinder seien und sich auch als solche bewährten, sobald man einmal ihr Vertrauen gewonnen habe.

Lange genug dauerte es, bis den Eingeborenen — oder den meisten derselben — der Gedanke aufdämmerte, daß nicht die ganze übrige Welt nothwendigerweise darauf bedacht sei, sie in's Verderben zu bringen. Denn nach den Eindrücken, die sie von jenen elenden Menschenräubern erhalten hatten, bildeten sie eben ihre Begriffe von allen anderen Sterblichen. Auf der Insel Klein-Andaman z. B. wurde bis vor etwa einem Jahre jeder zufällige Besucher, jeder an den Strand verschlagene Schiffbrüchige sofort umgebracht, wenn die Eingeborenen seiner habhaft werden konnten. Auf alle Freundschaftbezeigungen antworteten sie nur mit einem Hagel von Pfeilen. Endlich aber ist diese Todfeindschaft größtentheils gebrochen.

Bekantlich hatte die britisch-indische Regierung schon vor langer Zeit auf einer der Inseln, auf Süd-Andaman, eine Sträflingscolonie errichtet. Die weißen Beamten dieser Colonie nun versuchten an den Eingeborenen von Klein-Andaman eine Politik, die sich schon in vielen anderen Fällen auf das Beste bewährt hat. Vor einiger Zeit landete daselbst eine Expedition und wurde, wie gewöhnlich, mit Pfeilen und Streitärten empfangen. Sie war aber stark genug zur Gegenwehr u. nahmen 6 Männer u. 3 Frauen als Gefangene mit sich. Diese Gefangenen wurden auf das Gütigste behandelt, sodaß sie schließlich den Eindruck gewannen, daß sie gar nicht gefangen seien, sondern sich unter Freunden frei bewegten. Nach zwei Monaten gab man ihnen Gelegenheit, nach ihrer Heimath zurückzukehren, und gab ihnen so viele Geschenke mit, als sie tragen konnten. Als dann die Weißen wieder nach der Insel kamen, erschienen die Freigelassenen, um sie zu sehen, und nach wenigen Tagen besuchten Männer, Frauen und Kinder der Eingeborenen ohne Furcht das Lager der Weißen und wagten sich sogar auf das Dampfboot. Manche derselben sind seitdem auch nach Süd-Andaman besuchsweise gekommen. Obwohl noch immer eine gewisse taktvolle Vorsicht im Umgang mit ihnen erforderlich ist, glaubt man, daß bald schiffbrüchige Mannschaften mit vollkommener Sicherheit auf Klein-Andaman werden landen können.

Nur bei einem einzigen Stamm der Andamanesen hat sich diese Politik bis jetzt noch nicht bewährt. Gegenüber der Jarawas, auf der Insel Groß-Andaman, schlug man ebenfalls das oben beschriebene Verfahren ein; trotzdem sind diese Eingeborenen so wild u. trotzig, wie nur je, — doch hofft man, mit der Zeit auch diese noch zu gewinnen.

Die Andamanesen sind eine der kleinsten Menschenrassen, welche wir kennen. Nach der Angabe von Professor Flower sind die Männer 4 Fuß 9 Zoll hoch (englisches Maß), und die Frauen 4 Fuß 6 Zoll. Sie haben ungefähr dieselbe Größe, wie die südafrikanischen Buschmänner, und wir wissen nur von einem Volk, das kleiner als diese ist, nämlich die Akka in Centralafrika. Ohne Zweifel sind die Andamanesen mit den Negern verwandt. Ihre Abgeschlossenheit hat die Rasse rein und ursprünglich erhalten, und sie stehen noch immer im „Steinalter" und bieten für Völkerforscher ein sehr interessantes Studium.

Universitäts-Scandälchen.

Ein Specialcomite der Staatslegislatur von Jowa hat eine lange Untersuchung einer Reihe gegen die Verwaltungsräthe und Professoren der Jowa-Staatsuniversität erhobenen Beschuldigungen wegen „Unfähigkeit", „Trunksucht", „Parteilichkeit" u. s. w. vorgenommen. Der Bericht über diese Untersuchung ist unlängst eingereicht worden und ergibt, daß dieselbe „geendet hat, wie das Hornberger Schießen", obwohl sie fast bis auf die Zeit der Gründung der Universität zurückgriff, und so der Bericht geradezu ein Geschichtswerk bildet. Im Einzelnen ist aber die Untersuchung interessant und bezeichnend für die Verhältnisse in Jowa gewesen. Heben wir Einiges aus den Bericht hervor:

Die Klagen, daß die Professoren Leonard und Fellows abgesetzt wurden, weil sie im Dienste der Prohibition hervorragend thätig gewesen sind, und bei den Antiprohibitionisten anstößig waren, sind unbegründet. Zwar ist es richtig, daß die Gegner der Prohibition so weit gingen, die Absetzung der Professoren zu verlangen; aber die Behauptung, daß von Gegnern in der Legislatur ihre Zustimmung zu den für die Universität geforderten Geldbewilligungen von dieser Entlassung abhängig gemacht wurde, ist durch nichts erwiesen. Hinsichtlich der vom Verwaltungsrathe der Universität angenommenen Beschlüsse, nach welchen es für unklug oder unweise erklärt wurde, daß die Professoren sich activ an der Durchführung des Prohibitionsgesetzes betheiligten, erklärt das Untersuchungscomite, daß der Verwaltungsrath das unzweifelhafte gesetzliche Recht dazu hatte, daß aber die Folgen zu bedauern waren, indem Andere durch den Verlust der Unterstützung jener Professoren bei der Durchführung des Gesetzes entmuthigt wurden.

Der Ausschluß bedauert, daß die „moralische Atmoshäre" in Jowa City noch immer „nicht gereinigt" ist, weil eine beträchtliche Anzahl Wirthschaften mehr oder weniger offen oder heimlich bestehen, und bedauert ferner, constatiren zu müssen, daß mehrere der Professoren „gelegentlich ein Glas Spirituosen trinken".

Barnum übertrumpft.

Der weltbekannte Circusbesitzer P. T. Barnum hatte dieser Tage in New York Gelegenheit, eine neue Attraction für seine zukünftigen Schaustellungen zu erwerben, nämlich ein Frauenzimmer, das insofern eine Curiosität ist, als es ihr gelang, Barnum zu „behumbuggen". Er wurde nämlich von einem Frauenzimmer angesprochen, dessen sehr rothes Gesicht mit jämmerlichem Ausdruck aus einem Shawl hervorlugte, den die Frau um ihren Kopf geschlagen hatte. In der Hand hatte sie ein Blatt Papier, welches sie so zu halten wußte, daß Hr. Barnum die darauf gedruckte Inschrift „Bellevue-Hospital" zu sehen nicht verfehlen konnte.

„Entschuldigen Sie, mein Herr, welchen Weg muß ich nach der West 146. Straße einschlagen?" fragte die Frau schüchtern.

„Das ist meilenweit von hier entfernt, gute Frau," entgegnete Barnum.

„Dennoch muß ich dahin gehen, um meiner Schwester die Nachricht zu überbringen, daß ihr Mann ein Bein gebrochen hat und nach dem „Bellevue-Hospital" gebracht worden ist."

„Bis dahin können Sie unmöglich gehen," erklärte der Circusmann gutmüthig. „Hier nehmen Sie und fahren Sie dahin," und mit diesen Worten fuhr Barnum in seine Tasche und überreichte der Frau alles Kleingeld, das er bei sich hatte.

Dankend trollte sie von dannen. Barnum erzählte den Vorfall später im Hotel, wurde aber weidlich ausgelacht, und man erzählte ihm, daß fast alle Bettlerinnen eine ähnliche Geschichte zu erzählen wüßten. Einige Tage darauf machte Hr. Barnum wieder einen Ausgang, und war kaum einige „Blocks" von seinem Hotel entfernt, als ihm dieselbe Frau entgegentrat, die er sofort erkannte. Die Bettlerin hatte ein weniger gutes Gedächtniß, denn sie fragte Hrn. Barnum in der scheinbar unschuldigsten Weise, wie sie nach der Coroners-Office kommen könnte; dort müßte sie den plötzlich erfolgten Tod ihres Mannes melden. Diesmal rückte der nun gewitzigte Barnum sein Kleingeld nicht heraus, sondern er lud die Frau ein, mit ihm nach dem Hotel zu kommen, dort würde er ihr das Fahrgeld nach der Coroners-Office einhändigen. Unterwegs ließ er sie aber verhaften und nach dem Polizeigericht bringen. Seine Geschichte erregte dort dieselbe Heiterkeit, die sie schon im Hotel hervorgerufen hatte. Noch wußte der Richter nicht recht, was er mit der sonderbaren Klage beginnen sollte, als die Frau, die sich als Maggie Morgan zu erkennen gegeben hatte, vortrat und Hrn. Barnum mit dem folgendem Anliegen überraschte:

„Wenn Sie die Klage zurückziehen, Herr Barnum, so gehe ich umsonst mit Ihrem Circus, um mich der Welt als die einzige Frau zu zeigen, der es je gelungen ist, Sie zu „machen."

„Ich nehme Sie bei'm Wort," antwortete Herr Barnum, „seien Sie aber ja bei der Hand, wenn der Circus losgeht."

Er zog seine Klage zurück, und Maggie Morgan entfernte sich mit der Zusicherung, daß sie pünktlich an Ort und Stelle sein werde.

— Von einem jugendlichen Diebe wird aus Frankfurt a. M. berichtet: Der „Deutschen Genossenschaftsbank" von Parisius & Co. wurden am 25. October von einem Lehrling 6000 M. entwendet, die sich in einem Briefe an eine Münchener Adresse befanden, welchen der Lehrling dem Austräger mit anderen Briefen übergab. Der Diebstahl ward mit ziemlichem Raffinnement ausgeführt. Der junge Mensch hatte in dem Vorhause am Ueberrock des Boten die Aermel umgedreht, damit dieser das Packet hinlegen und sich am Rocke zu schaffen machen sollte. Es war die alt List, die seit den Tagen Klytemnestras so oft von Verbrechern angewendet worden ist. Der Bote ging in die Falle und meinte gutherzig: „Ach, lassen Sie doch diese ewigen Possen!" Der Lehrling meinte nun: „Na, ich bin nur noch hier geblieben, um den Spaß mitanzusehen." Inzwischen hatte er geschickt den Brief herausgezogen, das Couvert warf er nachher auf die Straße, welche der Auslaufer passirt hatte. 5000 M. versteckte er im Archiv der Bank, etwas verbrauchte er (250 M.), 700 M. hatte er noch bei sich. In Verdacht gerieth zuerst der ganz unschuldige Auslaufer, der den Verlust des Briefes sofort unterwegs merkte. Der Lehrling, Hans Werner Bernhardt Schweninger, ein erst 17jähriger junger Mensch, der anderthalb Jahre im Geschäft und mit dem man recht zufrieden war, machte sich erst auffällig durch einen gewissen Luxus, der mit der Armuth seiner Eltern nicht stimmen wollte. Er führte theuere Gegenstände (wie seine Messer, Shlipse) bei sich, ließ etwas draufgehen u. s. w. Er gestand schließlich den Diebstahl ein, wollte aber dabei 700 Mk. verheimlichen. Es kam schließlich Alles an's Licht und die Bank erhielt über 5700 M. zurück. Trotzdem ward wegen der Höhe der Summe und des groben Vertrauensbruchs auf 9 Monate Gefängniß erkannt.

— Einer der berühmtesten Pariser Aerzte des vorigen Jahrhunderts erhielt eines Tages, so wird erzählt, den Besuch eines Mannes, der die Hilfe seiner Kunst gegen ein besonders hartnäckiges Uebel ansprach. Auf die Frage, was es mit diesem Leiden für eine Bewandtniß habe, erwiderte der Unbekannte, seine Krankheit sei eine tiefe Schwermuth, welche ihm das Leben unerträglich mache. — „Sie müssen guten Wein trinken," sagte ihm der Arzt. — „Ich habe in meinen Kellern die besten und feinsten Weine aller Länder," entgegnete der Kranke, „allein sie verscheuchen meine Traurigkeit nicht." — „So reisen Sie." — „Ich habe ganz Europa durchreist, allein immer hat mich die Schwermuth begleitet." — „Hm! das ist ein bedenklicher Fall. Es gibt jedoch noch ein Mittel: gehen Sie regelmäßig in's italienische Theater, wenn Carlin spielt; sein Humor ist unerschöpflich und seine Lustigkeit ansteckend." — „Ach, lieber Herr," antwortete der Kranke mit einem tiefen Seufzer, „ich sehe wohl, daß meine Traurigkeit nicht zu heilen ist; ich selbst bin Carlin!"

— Eine Scene, die sich vor dem pariser Zuchtpolizei-Gericht abspielte, ist für die im Volke herrschende Auffassung des Boulangismus bezeichnend. Der Kutscher Pitron war angeklagt, einen Polizisten angeschrieen zu haben: „Warte nur die Wahl am 27. ab. Nach der Wahl Boulanger's werden alle Sergois (Spitzname für Schutzleute) weggefegt! Das wird gut sein!" Der Präsident stellte ihn zur Rede: „Sie hoffen also, nach der Wahl Boulanger's werde es keine Polizei mehr geben?" — „Warum nicht?" — „Uebrigens haben Sie sich nicht mit Politik zu beschäftigen!" — „Warum denn?" — „Weil Sie zu drei Jahren Gefängniß wegen Diebstahls verurtheilt sind." — „Das kann mir nicht verwehren, politische Ueberzeugungen zu haben." (Heiterkeit.) Dies hinderte auch nicht, daß ihm ein weiterer Monat Gefängniß zuertheilt wurde.

— Aus der Kaserne. Feldwebel: Mensch, Sie drücken ja ein Gesicht hin, wie der selige Columbus, als er sein berühmtes Ei legte!

† Bismarcks Hund. †

Und sei's auch nur mit ungelenken Händen,
Ein Kränzlein wind' ich Dir in meinem Schmerz,
Um es dem Heimgegangenen zu spenden.

Denn treu und gut und edel war dies Herz;
Und auch der Kanzler, welcher feind dem Scheine,
Lobt höchlich Deine Bravheit allerwärts.

Nur hat verdrossen stets ihn dieses Eine,
Was gegen Seine Durchlaucht nicht erlaubt:
Du stelltest oft Dich auf die Hinterbeine!

Nun fuhr zum Hades dieses theure Haupt,
Und schmerzlich wird der Mächt'ge Dich vermissen,
Dem eine treue Seele ward geraubt.

Kein Eigennutz bedrückte Dein Gewissen,
Und als Du schnapptest einst nach Windthorst's Waden,
Ging's wahrlich Dir nicht um den fetten Bissen!

Fahr wohl, fahr wohl! Mögst Du auf blum'gen Pfaden
Die schlanken Glieder tummeln frei und frank
Und maulkorblos in reinem Aether baden:

Du weißt, Dein Herr haßt allen Maulkorbzwang!

Wie das Volk spricht.

Da haben wir die Bescheerung! sagte der Barbier, da hatte er einen Kunden geschoren.

* *

Wasser allein thut's freilich nicht! sagte der Trinker, da ließ er sich gebranntes geben.

* *

Ein geschickter Meister! sagte der Hausherr, da hatte er sich einen Schlosser schicken lassen.

* *

Verbesserte Auflage! jubelte der Diurnist, da bekam er statt 4 Mark 5 Mark monatlich Salair mehr.

* *

Ein liederliches Kleeblatt! sagte der Wanderer, da begegnete er drei Sangesbrüdern.

* *

Ein schlagendes Beispiel! rief der Ehemann gelassen aus, da hatte ihm sein Weib eins versetzt.

* *

Ein flegelhaftes Benehmen! meinte der Fechtbruder, da beobachtete er die Drescher bei der Arbeit.

* *

Das ist meine Ueberzeugung! Mit diesen Worten zeigte Herr Cohn einem Freunde seinen neuen Anzug.

— Die verkannten Dioskuren. In einer gebildeten Gesellschaft war neulich die Rede von zwei sehr intimen Freunden. „Ja", bemerkte einer der Anwesenden, „die Zwei gehören einander an, wie Kastor und Hektor!" Beim Nachhausegehen erinnert sich der Erste seines mythologischen Irrthums und gesteht seinem ihm begleitenden Freunde: „Du, mir scheint, heute habe ich mich gründlich blamirt, als ich Kastor und Hektor citirte; mir scheint es, als hieß der zweite: Pollur!" „Ei jawohl", nickte ihm sein Begleiter verständnißinnig zu, „mir kam es auch so vor, doch wußte auch ich nicht gleich, wie der zweite Hund heißt!"

— Roman aus dem Leben. Haben Sie den neuesten Roman in der Gartenlaube gelesen? Ist der nicht herrlich? — Ich finde ihn recht unnatürlich. — Unnatürlich? Ich bitte Sie, ich finde, er ist so ganz aus dem Leben. — Das nennen Sie „aus dem Leben", wenn alle die jungen Mädchen, die vorkommen, einen Mann finden? Glauben Sie mir, so etwas kommt im Leben nie vor, das weiß ich aus Erfahrung.

— Das beste Mittel. Onkel (zum Neffen, der in Folge überschwemmten Magens das Bett hü[illegible]: [illegible] Beste wäre freilich, D[illegible] Deinen Magen einmal [illegible] pumpen! — Meinst Du? [illegible] schwärme ich nicht! Ich w[illegible] Mittel, das weitaus besser [illegible] Onkel — als „Auspumpen[illegible] wäre? — Lasse Dich [illegible] anpumpen!

— Unbestreitbar. A: „Was? Deine Tochter hat sich nach Japan verheirathet — so weit?" — B: „Ja, ja — eine recht gute Partie!" — A: „Wie heißt denn ihr Mann?" — B: „Maier!" — A: „Was — Maier? und deßwegen geht sie so weit fort?! Einen Maier hätte sie auch hier haben können!"

— Auch eine Kritik. „Was, Rieke, mein Promenadenkleid haben Sie angezogen und meinen neuen Hut aufgesetzt?" — „Entschuldigen Sie man, jnädige Frau, ick wollte damit blos uff'n Maskenball jehn." — „In diesem Kostüm? Als was denn?" — „Als Verrückte."

— Begeisterung. „So an Roman mit so viel Schönheit und Interessantigkeit gibt's nit mehr in der Welt. Wann mir der Dichter, um den i heut' die Arbeit versäum', amol unter mein' Hände kommt, beide Ohrwaschel reiß' i ihm aus!"

— Selbstverständlich. Gräfin: „Ist der neue Lieutenant ein hübscher Mann, Herr Oberst?" — Oberst: „Aber, Gräfin! Preußischer Garde-Lieutenant? Frage nöthig?"

— Boshaft. A: „Sag 'mal, lieber Freund, ist Deine Frau neugierig?" — A: Die? — Die ist überhaupt blos aus Neugierde auf die Welt gekommen!"

— Ultimatum. Familienvater: „Herr Doctor, es erregt Aufsehen, daß Sie sich stets in der Nähe meiner Töchter befinden — halten Sie ein oder halten Sie an!"

— Ein leichtsinniger Mensch. „Ueber unsern Freund Max könnte ich mich zu Schanden ärgern." — „Warum denn?" — „Verbummelt der Mensch seine kostbare Zeit mit Studiren!"

— Sehnsucht. Dame (zum Dienstmädchen): ....Nun, Ihre Zeugnisse sind gut .... Sie gefallen mir .... Dienstmädchen: O Jotte, warüm sind Sie doch keen Mann nich?!"

— Kathederblüthe. Professor (an die Uhr sehend): In den fünf Minuten, die mir noch bleiben, will ich gleich den ersten punischen Krieg mit Ihnen zu Ende führen.

— Kasernenhofblüthe. Feldwebel: Kerl, Du bist so dumm, daß Du ja als Kameel vergessen hast, Dir von Muttern Natur einen Höcker anschraub'n z'lass'n?!

— Natürlich. Lehrer: Was geschah nun, als Pompejus die Schlacht verloren hatte? — Offiziersöhnchen: Da wurde er zur Disposition gestellt.

— O Eitelkeit! „Herrgott, ist der Huber ein eitler Mensch! Hat der heut scho' wieder a anderes Paar zerrissene Stiefel an!"

— Ein Biertrinker kann nicht härter bestraft werden, als wenn er die Wassersucht bekommt.